



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sind wir kriegsbereit?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Montagne und Maizières auf Metz zu vorschleibt. Um Zahlen reden zu lassen, so stellte in den 83 Gemeinden Lothringens, die nach 1871 noch einige Zeit vom Gebrauch der deutschen Geschäftssprache befreit waren, die Volkszählung von 1900 nur noch 42541 französisch, aber schon 64002 deutsch redende Einwohner fest. Und sogar in den 286 Gemeinden, wo bis jetzt das Französische Geschäftssprache ist, 95629 und 46907. Von einem rein französischen Sprachgebiet kann demnach in Lothringen keine Rede mehr sein, sondern nur noch von einem durch einen starken deutschen Einwandererstrom geschaffnen Mischgebiet. Hält der deutsche Zuzug an, so wird sich das Mischgebiet mit Notwendigkeit in rein deutsches Sprachgebiet umwandeln. Um inzwischen einer Verwelschung der in französischer Umgebung gebornen und aufwachsenden jüngern deutschen Generation entgegenzuarbeiten, müßte eine stetig fortschreitende Ausbreitung des Deutschen als örtliche Schul-, Kirchen- und Geschäftssprache durchgeführt werden. Zur Verstärkung des deutschen Zuzugs würde sich hier vielleicht ein Versuch mit der neuerdings mehrfach angeregten Ansiedlung ausgedienter Unteroffiziere empfehlen.

Als Gesamtzahl der französisch Sprechenden, die gleich nach der Einverleibung auf 230000, neuerdings sogar auf 250000 geschätzt worden waren, hat die Zählung von 1900 für das ganze Reichsland nur 198173 ergeben.



## Sind wir kriegsbereit?



Es ist wieder ein Prophet unter uns aufgestanden und hat in einem Buche von 310 Seiten an die Regierenden die „Frage aus dem Volke“ gerichtet: „Sind wir kriegsbereit?“ Natürlich sind wir es nicht nach der Ansicht des ungenannten Verfassers. Dem Buche liegt ein Zettel bei mit zwei Äußerungen der Generale Graf von Haefeler und Freiherr von Falkenhausen, aus denen hervorgeht, daß sich der Verfasser in der Schrift mit Dingen beschäftigt, die seinem Berufe fern liegen, daß er also kein Soldat ist. Die beiden hohen Offiziere, deren sachverständiges Urteil auf militärischem Gebiete keinem Zweifel unterliegt, erkennen mit wohlwollenden Worten an, daß sich der Verfasser in ungewöhnlicher und bewundernswerter Weise in dem ihm fernliegenden Stoffe zurechtgefunden habe, vermeiden aber durchaus, eine Übereinstimmung ihrer eignen Anschauungen mit denen des Verfassers auszusprechen. Und das wohl nicht ohne Absicht.

Es liegt mir fern, bestreiten zu wollen, daß jemand, der nicht Offizier ist, auch über viele Angelegenheiten des Militärwesens ein richtiges und treffendes Urteil abgeben könne. Es kommt dabei wesentlich auf das Gebiet an, worin er sich kritisch bewegt. Das deutsche Heer hat keinen tiefern Bewunderer gefunden als Heinrich von Treitschke. Man kann wohl sagen, daß die sittlichen Kräfte, die in dem preussischen Heere leben, von niemand feiner gefühlt und schöner dargestellt worden seien als von diesem Historiker. Aber er würde sich

wohl gehütet haben, sich über die Zahl der Bataillone oder Batterien, über Nachtselddienst und Parademarsch zu äußern. So ist es auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst. Jeder gebildete Mann von Geschmack wird sich das Recht eines Urteils zum Beispiel darüber nicht bestreiten lassen, ob ein Bauwerk gefällig sei, ob es in schönen äußern Formen seinem Zweck entspreche. Urteilt er aber über die Anlage der Fundamente und die Konstruktion des Dachstuhls, so muß er sich versehen, daß er nicht von jedem Zimmer- und Maurergefellen ausgelacht werde. Und diese Vorsicht hat der Verfasser des Buches nicht immer beobachtet. Wer es mit kindlichem Gemüte liest, den muß ein tiefes Mitleid mit einem Staate ergreifen, dessen oberste Militärbehörden so gar nicht ihrer Aufgabe gewachsen sind und sich hier so gründlich belehren lassen müssen. Freilich bleibt dann nur übrig, die trostlose Schlussfolgerung zu ziehen, daß, wenn es so traurig mit uns steht, alle die vielen neuen Bataillone, Eskadrons und Batterien, die uns der Verfasser bescheren will, auch nichts helfen werden, uns kriegsbereit zu machen, ebensowenig der für jeden Sonnabend verlangte Nachtselddienst bei „undurchdringlichem Nebel und fußhohem Schnee.“

Nun könnte man ja das Buch beiseite legen und auf sich beruhen lassen; die Offenbarungen von Beyerlein und von Bilse und andre hohe Wellen, die zuerst so kräftig brausten und schäumten, haben sich wieder verlaufen, und so wird diese „Frage aus dem Volke“ auch bald verklungen. Aber trotzdem ist sie doch einer Antwort wert, denn gerade in dieser Zeit ist es gut, daß das Vertrauen des Volkes zu seinem Heere nicht erschüttert wird. Es ist ein Unterschied, ob das Heer von einem Romanschreiber angegriffen wird, der seinem Werk ein bißchen Sensation geben will, oder ob dieser Angriff von einem Manne kommt, der mit einem militärwissenschaftlichen Apparat von der größten Breite, mit Zahlen, mit Clausewitz, Hönig und andern Autoritäten aufmarschiert, um uns nachzuweisen, daß unsre Rüstung gänzlich unzureichend sei. Denn trotz allen patriotischen Redensarten ist das Buch ein Angriff auf das Heer, ein Angriff, den sich das Heer auf das entschiedenste verbitten muß. Unsrer höchsten Offiziere, bei denen die Verantwortung für die Armee liegt, verdienen mehr Vertrauen, als ihnen der Verfasser zubilligt. Die Heeresleitung hat sich nie geschämt, Dinge, die sie im Interesse der Armee für nötig hielt, vom Reichstage zu fordern, und hat sie jederzeit, wenn es auch Kämpfe gekostet hat, durchgeführt. Es ist eine ungeheure Übertreibung, daß der Verfasser in der Einleitung seines Buchs behauptet, daß im deutschen Volke das Verständnis für den Wert eines kriegsbereiten Heeres „leider beinahe vollständig abhanden gekommen sei.“ Auf solche Ideen kann nur ein ganz weltfremder Pessimist verfallen. Geradezu erheiternd aber wirkt es, wenn man hört, daß es bei uns eine „herrschende“ und eine „dienende“ Klasse gebe, von denen diese in goldstrotzenden Willen, bei den teuersten Weinen und den ausgesuchten Speisen einen frevelhaften Luxus treibe. So etwas war bis jetzt eigentlich nur in „wissenschaftlichen“ Werken der Sozialdemokratie zu lesen, nur daß diese nicht daraus folgerten, daß die Schätze dieser Reichen vor allem für die Armee verwandt werden müßten, weil die begüterten Klassen von den Segnungen des bewaffneten Friedens „am meisten profitiert haben.“

Das Märchen von den reichen Leuten hat der Reichskanzler neulich in seiner Rede genügend kritisiert. Aber es berührt sehr merkwürdig, daß uns ein Mann, der es offenbar gut und ehrlich patriotisch meint, sagen zu müssen glaubt: „daß hierzu [zu den Kosten] die Leute, die kaum das Notwendigste zu ihrem eignen Lebensunterhalte besitzen, gar nicht, und die, die nur weniger begütert sind, nicht wesentlich herangezogen werden dürfen, sind wir uns voll und ganz bewußt.“ Nein, jeder soll dazu beitragen, jeder nach seiner Kraft, das ist der Sinn der allgemeinen Wehrpflicht. Dem Volk in Waffen erweist man einen sehr schlechten Dienst, wenn man es als eine Versicherungsanstalt für profitmachende Kapitalisten auffaßt. Wo ist denn in Deutschland die „dienende“ Klasse, wo sind die „Millionen, die darben und zehren“? Sie sind in dieser Allgemeinheit genau so ein Mythos wie die Klasse der prassenden Reichen. Die Leute, die die Kosten der sozialdemokratischen Agitation aufbringen, und die jetzt mit dem Gedanken an Generalstreiks und ähnlichen Unfug liebäugeln, sind doch wohl nicht gemeint. Und die ganz Armen und Elenden, die es bei uns natürlich auch gibt, können auch nicht gemeint sein, denn die sind zum Tragen von Armeelasten — abgesehen von der persönlichen Dienstpflicht — noch nicht herangezogen worden und werden es auch nicht werden — schon deshalb nicht, weil es nicht geht.

Der Verfasser verlangt eine recht bedeutende Heeresverstärkung und versucht nachzuweisen, daß ohne diese unser Heer nicht kriegsbereit sei. Es ist ohne weiteres klar, daß wer im Kriege an Zahl überlegen ist, sich damit eins der wertvollsten Mittel für den Erfolg gesichert hat. Ein Heer kann eigentlich gar nicht zu stark sein, und es ist keine schwere Aufgabe, in jedem einzelnen Falle nachzuweisen, daß weitere Verstärkungen des Heeres wünschenswert seien, und darzutun, daß die Regierung die Pflicht habe, jede irgendwie mögliche Verstärkung ihres Heeres vorzunehmen. Der Krieg zwischen zwei Nationen wird heutzutage immer zu einem Kampfe werden, bei dem man alle, auch die letzten Kräfte wird einsetzen müssen. Es folgt daraus die Pflicht für den Staat, diese Kräfte schon im Frieden verwendungsbereit zu machen. Der Krieg gegen die französische Republik 1870/71 wäre für die Deutschen sicher viel schwerer und verlustreicher geworden, wenn alle französischen Moblots usw. eine wirkliche militärische Ausbildung mitgebracht hätten, und wenn ihre Formationen besser vorbereitet gewesen wären.

Aber dieses an sich erstrebenswerte äußerste Maß der Kräfte ist praktisch nicht immer erreichbar. Die Kosten dürfen, wie das wohl auch der Verfasser des Buches sagen will, für eine Einschränkung der Rüstungen nicht maßgebend sein, eine Ansicht, die auch im Deutschen Reiche immer betont worden ist. Das Maß der Rüstungen kann aber bestimmt werden durch den Zweck, dem sie dienen sollen. Ist eine Regierung der Überzeugung, daß sie mit dem Heere, das sie unterhält, ihren Feinden gewachsen ist, so wird sie weitere Verstärkungen nicht vornehmen, wenn diese unbequeme Kosten und sonstige Schwierigkeiten bereiten; man wird ihr deshalb den Vorwurf einer Pflichtverletzung nicht machen dürfen. Es ist also die Frage, ob das deutsche Volk mit Recht dem Kaiser und seiner Regierung das Vertrauen schenkt, daß gewissenhaft darüber gewacht werde, daß

das Heer stark genug sei, seinen Aufgaben zu genügen. Der Verfasser verneint diese Frage. Hoffentlich ist das deutsche Volk in dieser ernstesten Zeit weniger nervös.

Wir wollen auf einzelne Punkte in der Beweisführung des Buches eingehen, obgleich die Gedanken, die es bringt, nicht überraschend neu sind. „Die Übungen der Truppen sind bis jetzt — von Ausnahmen abgesehen — nur sehr wenig auf den Krieg berechnet, und dieser höchst gefährliche Übelstand liegt keineswegs am guten Willen der Führer und Mannschaften, sondern an der mangelhaften Friedensorganisation des Heeres.“

Bei der Infanterie soll nun dieser Organisationsmangel darin liegen, daß die Infanterieregimenter mit zwei Bataillonen während der Wintermonate, solange die Rekruten noch nicht ausgebildet sind, nicht in einem kriegstarken Bataillon exerzieren können, weil die Mannschaften des ältern Jahrgangs dazu nicht ausreichen. Das Exerzieren in kriegstarken Verbänden spukt überhaupt unheimlich in dem Buche, und schließlich gleitet unmerklich kriegs„stark“ in kriegs„mäßig“ über. Das Üben in kriegstarken Verbänden ist gewiß notwendig und wird auch in der Felddienstordnung empfohlen und vorgeschrieben, aber sein Wert als Ausbildungsmittel hat auch Grenzen. Zunächst ist es viel leichter, als der Verfasser ahnt. Eine Truppe, die in ihren Friedensverbänden gut ausgebildet ist, löst, wenn sie zu kriegstarken Verbänden zusammengestellt ist, ihre Aufgaben mit absoluter Sicherheit. Das wird jeder bestätigen, der einmal in einer Kriegskompanie eine Übung mitgemacht hat. Alles geht natürlich langsamer vor sich, dadurch entsteht aber von selbst eine gewisse Ruhe, die das Gelingen erleichtert, sobald man ausgebildete Mannschaften hat. Ein Unding ist es aber, den Mann im kriegstarken Verbände ausbilden zu wollen. Kein Offizier wäre imstande, einen Zug von etwa siebenzig Mann im Schützendienst auszubilden. Hat er aber in seinem Friedenszuge dreißig bis fünfunddreißig Mann, die er überschauen und mit der Stimme bequem beherrschen kann, so kann er Fehler sehen und verbessern, und er und seine Leute lernen etwas dabei. Werden dann gelegentlich später die Leute zu kriegstarken Verbänden vereinigt, so weiß jeder Mann, jeder Unteroffizier und jeder Offizier, was er zu tun hat, und alles klappt ohne viel Aufregung. Man hat in der Armee von jeher den größten Wert auf die Ausbildung des einzelnen Mannes gelegt, die gar nicht gründlich genug sein kann. Die läßt sich aber in kleinen Verbänden viel besser erreichen als in den großen, in denen der einzelne Mann den Augen des Vorgesetzten viel mehr entzogen ist. Gewiß muß der Mann zu selbständigem Handeln erzogen werden; dazu gehört aber zunächst, daß er genau lernt, was er in jedem Falle machen soll. Die kriegstarken Verbände bringen dem Manne wenig oder nichts neues, sie dienen vor allem zur Belehrung der Offiziere, und für diese sind gelegentliche, verständig angelegte und besprochne Übungen vollständig ausreichend.

Wären die kriegstarken Übungen wirklich so wichtig, wie der Verfasser meint, warum exerziert man denn nicht den ganzen Sommer kriegstark? Möglich wäre das schon, man könnte ja die Offiziere abwechselnd führen lassen. Wenn das nicht geschieht, so hat es militärische Gründe, die allerdings für

einen, der außerhalb des militärischen Lebens steht, nicht ohne weiteres verständlich sind.

Schließlich noch eins. Die kriegsstarke Verbände hören im Kriege sehr bald auf. Es bedarf nicht einmal großer Schlachten dazu. Die Kranken allein lichten die Reihen rasch, und die Kriegsgeschichte — auch die von 1870 — lehrt, daß wenig Truppenteile auch nur mit annähernd vollen Kriegsetats an den Feind kommen.

Selbstverständlich wäre es wünschenswert, daß alle Regimenter drei Bataillone hätten; wahrscheinlich wird das auch allmählich erreicht werden, aber es ist durchaus unberechtigt, von unhaltbaren Zuständen und ähnlichem zu reden, weil wir jetzt noch nicht soweit sind, oder zu behaupten, die Mobilmachung dieser Regimenter sei gefährdet. Warum denn? Weil das dritte Bataillon aus Reservisten bestehen wird? Es stünde schlimm um unser Heer, wenn das eine Gefährdung der Mobilmachung zu bedeuten hätte.

Auch von der Organisation der Kavallerie ist das Buch der Ansicht, sie sei der kriegsmäßigen Ausbildung dieser Waffengattung hinderlich. Es ist unbestreitbar, daß die Kavallerie seit 1870 nicht in demselben Verhältnisse vermehrt worden ist wie die beiden andern Hauptwaffen. Es ist bei dieser Waffe besonders schwer, aus den Erfahrungen unsrer letzten Feldzüge auf ihre Tätigkeit in der Zukunft Schlüsse zu ziehen. Denn obgleich die Kavallerie äußerlich im wesentlichen unverändert geblieben ist — Pferd und Reiter, Säbel und Lanze haben keine Verbesserungen erlebt wie Gewehr und Geschütz —, so ist doch in der Verwendung der Waffe eine neue Auffassung immer mehr hervorgetreten. Friedrich der Große hat die Kavallerie zur Schlachtenwaffe gemacht. Sie griff in geschlossener Attacke den Feind an und hat in vielen Schlachten, zum Beispiel bei Hohenfriedberg und Roßbach, wesentlich zur Entscheidung mitgewirkt. So blieb es im großen und ganzen bis 1870. Die Kavallerie wurde zurückgehalten und aufgespart. Im Kriege von 1866 hatte sie wenig Gelegenheit zum Auftreten, sie war meist hinten. Nach der Schlacht bei Königgrätz sind die geschlagenen Österreicher überhaupt nicht verfolgt worden. 1870 war es zuerst auch nicht anders. In der Schlacht bei Wörth war die der dritten Armee zugeteilte vierte Kavalleriedivision hinter der Front und kam am Abend der Schlacht kaum über das Schlachtfeld hinaus vor.

Der Gedanke, die Kavallerie in Massen vor die Front der Armee zu senden und aufklären zu lassen, war durchaus neu. Es ist, als habe man sich geschämt, diese wertvolle Waffe aus dem Spiel zu setzen. So bedurfte es mehrerer energischer Befehle Moltkes aus dem Großen Hauptquartier, bis die Kavallerie vorgeführt wurde. Wer die Vorgeschichte der Schlachten bei Metz genau verfolgt, erkennt, daß die deutschen Heerführer, obgleich sich die Kavallerie allmählich nach vorn begab, doch recht sehr im Dunkeln tappten. Die Kavallerie hatte eben nicht aufklären gelernt, außerdem fehlte ihr eine Schußwaffe, sodaß sie sich jedem Franktireur gegenüber, der in einem mit Draht durchzogenen Weinberg saß, wehrlos fühlte. Daß es ihr nicht an Kühnheit und Entschlossenheit fehlte, beweist ihr glänzendes Auftreten am 16. August bei Bionville. Man hat diesen Angriff oft den „Todesritt“ genannt. Seine Bedeutung soll nicht

verkleinert werden, aber die Kavallerie, die ihn geritten hat, hat weniger Verluste erlitten als die Infanterie des dritten Armeekorps, die bis zum Nachmittage in mörderischem ungleichem Feuerkampfe gegen die überlegene Armee Bazaines lag. Diese Bezeichnung „Todesritt“ hat wesentlich zu der Legende beigetragen, die in unserm Buche übrigens auch bekämpft wird, daß seit der Einführung der Hinterlader die Kavallerie keine Schlachtenwaffe mehr sei! Daß dies ein Irrtum ist, ist schon oft nachgewiesen worden, für die Leser der Grenzboten zum Beispiel in dem Aufsatz über Manöver in Heft 37 des Jahrgangs 1905. Die Haupttätigkeit der Kavallerie liegt aber auf dem Gebiete der Aufklärung. Hier ist in der Ausbildung seit 1870 sehr viel geschehn. Die oft abfällig beurteilten Distanzritte haben uns Erfahrungen gebracht über das Trainieren von Mann und Pferd zu außerordentlich gesteigerten Leistungen, und die gründliche Einzelausbildung im Patrouillenreiten bei den höchsten Anforderungen hat uns eine recht tüchtige Kavallerie geschaffen. Es liegt gar kein Grund vor, an ihrer Kriegsbereitschaft zu zweifeln.

Der Verfasser des Buches „Sind wir kriegsbereit?“ greift die Organisation unsrer Kavallerie besonders deshalb an, weil wir im Frieden keine ständig formierten Kavalleriedivisionen haben. Es wird uns ausgemalt, wie beim Beginn des nächsten Krieges die an der Grenze kriegsbereit stehenden französischen Kavalleriedivisionen unsre Grenzprovinzen „überfluten“ und „den rechtzeitigen Heeresaufmarsch verlangsamten“ werden. Es ist schon oft genug nachgewiesen worden, zum Beispiel in der Schrift „Unsre Kavallerie im nächsten Kriege,“ die der Verfasser unsers Buches selbst anführt, daß das Schreckbild, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Man kann den Aufmarsch nur verlangsamten, wenn man die Eisenbahnen zerstört, und zwar so zerstört, daß sie auf Tage oder Wochen hinaus nicht mehr benutzbar sind. Das heißt durch Sprengen von Tunnels, Eisenbahnbrücken oder sonstigen Kunstbauten. Das kann aber eine vorstürmende Kavalleriedivision nicht, auch wenn es ihr gelingt, solche Objekte, die gut bewacht sind, in Besitz zu nehmen. Denn solche Zerstörungen fordern stundenlange Arbeit und ein technisches Material, das eine Kavalleriedivision und der ihr vielleicht mitgegebene Pioniertrupp gar nicht mitführen kann. Gelegentliche Schienensprengungen und Telegraphenzerstörungen, wie sie die Kavallerie ausführen kann, sind wie Wespenstiche: sie sind nicht angenehm, aber den Aufmarsch eines Heeres verzögern sie nicht.

Schließlich ist noch zu bedenken, daß unsre Eisenbahnen meist senkrecht auf die Grenze losführen. Die feindliche uns überflutende Kavallerie kann aber schließlich doch nur verhältnismäßig nahe an der Grenze ihr Anwesen treiben. Gelingt ihr nun wirklich dort irgendeine Zerstörung, so muß man eben auf dieser Bahnlinie ein paar Kilometer weiter rückwärts ausladen, bis der Schaden wiederhergestellt ist. Die Truppen legen dann die letzte Strecke zu Fuß zurück, und der Aufmarsch gelingt ebenso wie früher.

Über die Frage, ob es vorteilhaft sei, unsre Kavallerie schon im Frieden zu Divisionen zu formieren, ist schon viel geschrieben und geredet worden. Es würde unstreitig viele Vorteile haben, hat aber auch vieles gegen sich. Unsre Heeresleitung hat die Gründe, die dagegen sprechen, für schwerer angesehen und

keine Kavalleriedivisionen aufgestellt; unser Buch behauptet, daß damit unsere Feinde einen großen Vorsprung vor uns voraus hätten. Es geht ihm hier ähnlich wie bei der Beurteilung des kriegsstarren Exerzierens der Infanterie. Er überschätzt das Arbeiten in der Masse. Unsere jährlichen großen Kavallerieübungen und die Kaisermanöver geben den Führern reichlich Gelegenheit, sich in der Führung von Kavalleriedivisionen zu üben und dort Erfahrungen zu sammeln. Mehr würde auch nicht herauskommen, wenn die Divisionsstäbe schon im Frieden fertig formiert wären. Der einzelne Mann lernt bei der Division nichts neues, genau wie es für den Musketier bei der Infanterie völlig gleichgültig ist, ob seine Ausbildung in einem Kaisermanöver oder in einem gewöhnlichen Brigade- und Divisionsmanöver ihren Abschluß findet.

Alle Übungen in größern Verbänden werden mehr und mehr Übungen, in denen die Führer lernen sollen, fertig ausgebildete Truppen zu handhaben. Mit Recht verlegt man sie deshalb an das Ende des Übungsjahres, in eine Zeit, wo man ausgebildete Truppen hat, und wo die Ausbildungsarbeit nicht mehr gestört wird. Schließlich darf man nicht vergessen, daß die Führung von Kavalleriedivisionen nur im Armeeverbände wirklich lehrreich ist, d. h. im Frieden bei unsern Kaisermanövern. Es ist also wohl erklärlich, daß unsere Heeresleitung auf die dauernde Aufstellung von Kavalleriedivisionen, die, wie schon gesagt, doch noch manche andre Nachteile haben, verzichtet. Bei solchen Dingen ist vieles Sache der Ansicht. Hier steht die eines durch keine Erfahrung beeinflussten Schriftstellers der von erfahrenen Offizieren gegenüber. Wem traut man mehr zu?

Daß im übrigen eine Vermehrung unserer Kavallerie eine wünschenswerte Sache wäre, ist sicherlich wahr, aber darum den Notschrei auszustoßen, es gehe so nicht weiter, das ist wieder eine der Übertreibungen, an denen das Buch reich ist. Das Buch ist ein typisches Beispiel für die Denkungsweise, die man treffend als *la rage des nombres* bezeichnet hat. Diese Anschauung führt manchmal zu eigentümlichen Denkfehlern. So heißt es zum Beispiel: „Wir wiesen darauf hin, daß die »Zahl« im Zukunftskriege von ausschlaggebender Bedeutung ist, weil gleich gute Führung und Ausbildung auf seiten des Gegners vorausgesetzt werden muß.“ Kann man etwas falscheres sagen? Wenn man im Frieden, auf dem Papier oder im Reichstage, einen Vergleich zwischen Heeren ziehen will, so hat man dazu als Maßstab nur die Zahl, denn man setzt bei dem Gegner gleichgute Ausbildung und Führung voraus, wie man sie selber hat. Es würde sehr leichtsinnig von einem Kriegsminister sein, wollte er sagen: Wir bilden unsere Soldaten besser aus als der Feind, folglich brauchen wir weniger. Aber es ist ein arger Fehlschluß, wenn man daraus folgert, daß in der Wirklichkeit des Krieges die Zahl ausschlaggebend sei. Zu einer so mechanischen Auffassung kann nur einer kommen, der sich nie als Soldat gefühlt hat und den Krieg als ein Rechenexempel ansieht. Wenn Friedrich der Große so gedacht hätte, was wäre dann aus Leuthen und Roszbach geworden? Hätte der General von Alvensleben jemals am 16. August 1870 mit seinem dritten Korps die ganze französische Armee angreifen dürfen?

Natürlich ist jede Verstärkung des Heeres wünschenswert und für den Krieg ein ganz unzweifelhafter Vorteil, und man kann deshalb manchem, was in dem

Buche verlangt wird, nur zustimmen; aber in den Fragen wie die der Organisation der Fußartillerie, der schweren Artillerie des Feldheeres und andern, die der Verfasser mit einer spielenden Leichtigkeit behandelt, zeigt er deutlich, daß ihm viele große Schwierigkeiten in allen diesen Gebieten, die schon ernstes Kopfzerbrechen verursacht haben, doch entgangen sind.

Unsre Heeresleitung hat auch technischen Neuerungen in allen Fällen die nötige Aufmerksamkeit zugewandt und hat es wirklich nicht nötig, sich hier drängen zu lassen. Alle neuen Erfindungen, die für die Armee von Bedeutung werden können, werden geprüft, und wenn sie sich bewähren, auch eingeführt. Man braucht nur an die Versuche mit Luftschiffahrt, drahtloser Telegraphie, Automobilfahrzeugen, Maschinengewehren, neuen Entfernungsmessern und mit vielen andern Dingen zu erinnern. Daß die Heeresleitung dabei mit einer gewissen Vorsicht zu Werke geht, sollte man ihr danken, anstatt sie dafür zu tadeln, wie es hier zum Beispiel bei der Besprechung der Maschinengewehrabteilungen geschieht. Diese Waffe hat sicher eine Zukunft, aber ob sie jetzt schon den Grad der Vollendung erreicht hat, daß man unverzüglich achtundzwanzig Maschinengewehrabteilungen — mit den vorhandenen — aufstellen müßte, das zu beurteilen überläßt man besser der Armee selbst. Wenn man die Gründe liest, die der Verfasser gerade für diese Forderung anführt, so wird man unwillkürlich an das erinnert, was vor sieben oder acht Jahren über Radfahrtruppen geschrieben worden ist. Trotz allem Drängen hat damals die Heeresleitung darauf verzichtet, ganze Kompagnien und Bataillone auf Räder zu setzen, und sie hat — wie heute die begeistertsten Radler von damals zugeben werden — gut daran getan. Und wenn heute die Franzosen noch Radfahrertruppen haben — ich weiß nicht, ob es der Fall ist —, sehr viel Schaden werden sie uns damit nicht zufügen. Technische Neuerungen müssen eben erst gründlich ausreifen und auf das strengste geprüft werden, ehe man ihnen das Prädikat „kriegsbrauchbar“ zuerkennen kann. Die Vorsicht, mit der bei uns an alle solche Dinge herangegangen wird, beweist eine gesunde Nervenruhe, die bei einer Heeresleitung eine besonders schätzbare Eigenschaft ist.

Die Mängel unsrer Heeresorganisation, die eine kriegsmäßige Ausbildung unmöglich machen sollen, sind also sehr gering. Man kann über das, was uns in diesem Teile des Buches offenbart wird, getrost zur Tagesordnung übergehen. Etwas neues sagt der Verfasser niemand, und wo man ihm zubilligen kann, daß unsre Organisation verbesserungsfähig wäre, zum Beispiel in der Frage der Bemannung der Feldartillerie und auch in andern Dingen, da sind es doch Fragen, die den Marmruf: „Sind wir kriegsbereit?“ in keiner Weise rechtfertigen. Vollkommen ist nichts auf der Erde, auch unser Heer nicht, aber das Streben nach stetiger Verbesserung und das Verständnis für das, was dazu not tut, soll unserm Heere keiner abstreiten. Das tut der Verfasser aber ganz besonders in dem zweiten Teile seiner Arbeit, die überschrieben ist: „Notwendigkeit einer kriegsmäßigen Ausbildung.“ In der Spitze des ersten Teiles, der die Notwendigkeit einer Heeresverstärkung behandelt, steht der in diesem Aufsatze schon angeführte Satz, worin für unsre angeblich unkriegsmäßige Ausbildung ausdrücklich nicht der gute Wille der Führer, sondern allein unsre

mangelhafte Organisation verantwortlich gemacht wird. Der zweite Teil setzt sich mit dieser Ansicht in Widerspruch, oder ist es bloß Mangel an Verständnis für die Aufgaben des Krieges, der unsre „Führer“ zu keiner kriegerischen Ausbildung des Heeres kommen läßt?

Der Verfasser des Buches hat, wie es scheint, in Metz gelebt und dort eine tiefe Bewunderung für den frühern kommandierenden General des sechzehnten Armeekorps, den Grafen Haeseler, gefaßt. Dessen Ausbildungsverfahren schwebt ihm offenbar vor, wenn er fordert, daß häufige Alarmierungen zur Tag- und zur Nachtzeit, Reismärsche und Nachtübungen in größerem Maßstabe als seither vorgenommen werden, daß jede Woche einmal größere Garnisonübungen stattfinden sollen, die womöglich zwei bis drei Tage dauern sollen usw. Ein solcher Ausbildungsmodus ist, wenn auch nicht in so hohem Maße, während einer Reihe von Jahren unter dem Grafen Haeseler im sechzehnten Armeekorps durchgeführt worden. Dieser General ist ein bedeutender Mann, und an dem Tage, an dem ihn sein Alter nötigte, den Abschied zu erbitten und die Führung seines Korps abzugeben, herrschte nur eine Stimme des Bedauerns, die weit über die Armee hinausreichte, daß dieser hervorragende Offizier fortan aufhören sollte, an dem wichtigsten Posten des Heeres, in Metz, dem Reiche zu dienen. Der besondern Begabung dieses Offiziers ist es nun zu danken, wenn das Armeekorps eine solche jahrelange Anspannung aller Kräfte ertragen hat, ohne an seiner Kriegsbrauchbarkeit zu leiden. Nur ein General wie Graf Haeseler konnte diese Arbeit leisten, ein Mann von unermüdlicher körperlicher Rüstigkeit, der jahraus jahrein täglich viele Stunden lang zu Pferde saß und das Größte wie das Kleinste im militärischen Dienste mit derselben Sicherheit beherrschte, der nur eine Passion kannte: den militärischen Dienst, sich diesem aber mit solcher Leidenschaft hingab, daß er alles mit sich fortriß und von seinen Truppen Leistungen fordern konnte, die sonst nur der Krieg selbst mit seinen seelischen Erregungen zu erzeugen vermag. Es hat nicht an einsichtigen Männern gefehlt, die die Art der Ausbildung des sechzehnten Armeekorps für unzweckmäßig hielten und davor warnten. Graf Haeseler hat sich um keine Warner gekümmert, sondern ist seinen eignen Weg gegangen. Er hat ein Korps ausgebildet, das jeden Tag die Probe seiner vollständigen Kriegsbereitschaft ablegen konnte, und von dem sein Führer sie auch täglich gefordert hat.

Unser Buch verlangt nun, daß das, was hier ein außerordentlicher Mann mit Daransetzung seiner ganzen Persönlichkeit geleistet hat, für die ganze Armee zum Schema gemacht werde. Es ist doch recht zweifelhaft, ob sich das durchführen ließe. Der Verfasser verspricht sich von dieser Art der Ausbildung, namentlich von Nachtübungen und zwei- bis dreitägigen Garnisonübungen, daß „sie das Interesse und die Freudigkeit der Offiziere und Mannschaften für den Dienst heben und beleben.“ Er zeigt damit, daß er die menschliche Natur schlecht kennt. Es unterzieht sich kein Mensch gern lange und dauernd solchen Strapazen, und wenn beim sechzehnten Armeekorps Interesse und Freudigkeit wirklich in so hohem Maße herrschten, so ist das nicht eine Folge dieser Anstrengungen gewesen, sondern es ist eben ein Zeichen der besondern Persönlichkeit des kommandierenden Generals, daß er trotz den Anstrengungen, die er forderte, die Freudigkeit er-

halten konnte. Solche Naturen, die alles durch das Feuer ihrer eignen Tatkraft mitreißen, sind selten, es sind die, die es verstehen, durch den Zauber ihres Wesens zu jedem einzelnen Manne in ein persönliches Verhältnis zu kommen; Namen wie Vater Radezky, Marschall Vorwärts sind mehr als gelegentliche Spitznamen, und Napoleon hat gewußt, warum er in seinen Schlachten der alten Garde persönlich sein *En avant!* zurief.

Wollte man also so etwas ganz allgemein fordern, so müßte man zunächst dafür sorgen, daß jeder kommandierende General ein solches Naturell habe. Ein solches ist aber von der Begabung als Truppenführer ganz unabhängig. Man weiß, daß gerade der Marschall Vorwärts, der Fürst Blücher, keineswegs ein besonders begabter Stratege war; er war ein Mann der Tat, mit einem äußerst scharfen und schnellen Blick für Menschen und Dinge begabt und der Fähigkeit, sich blitzschnell zu entschließen, und was er als zweckmäßig erkannt hatte, mit unbeugbarer Tatkraft durchzuführen, aber trotzdem hätte er Napoleon nicht geschlagen, wenn er nicht Gneisenau neben sich gehabt hätte. Ein Gegenstück zu ihm ist der bedeutendste Heerführer der neuesten Zeit, Graf Moltke, bei dem die soldatischen Züge zurücktreten hinter dem zurückhaltenden Wesen des Gelehrten. Heer- und Truppenführer können sehr verschieden aussehen. So verschieden, wie die Persönlichkeiten, sind auch die Mittel, die sie zur Heranbildung ihrer Truppen anwenden. Eines schickt sich eben auch hier nicht für alle.

Zu einem kriegsmäßig ausgebildeten Soldaten gehört offenbar dreierlei: 1. jeder Mann muß körperlich fähig sein, die Anstrengungen des Dienstes zu ertragen, d. h. er muß marschieren können; 2. er muß die Handhabung seiner Waffen gelernt haben, d. h. er muß — vom Infanteristen zu reden — schießen, Schützengräben anlegen können und befähigt sein, die dazu nötigen Formationen schnell einzunehmen, und zwar in jedem Gelände und bei Tag und bei Nacht, soweit es überhaupt möglich ist; 3. er muß diszipliniert sein, d. h. er muß so erzogen sein, daß er jeden Augenblick bereit ist, seine ganze Persönlichkeit ohne jede andre Rücksicht zur Ausführung der Befehle seiner Vorgesetzten einzusetzen. Dieses letzte ist offenbar das Schwerste und die Hauptsache, denn das erste und zweite läßt sich mit gesunden Männern bis zu einem gewissen Grade improvisieren, das dritte aber nicht. Über Punkt 1 können wir uns trotz der entgegengesetzten Meinung des Buches beruhigen. Einzelne Truppen haben 1870, ohne zu versagen, Märsche geleistet, die an die Grenze des überhaupt Menschenmöglichen gingen. Seitdem hat unsre Ausbildung im Frieden in diesem Punkte in ihren Anforderungen nicht nachgelassen, während die feldmarschmäßige Belastung des Mannes leichter geworden ist. Unsrer Manöver, die ja in diesem Punkte kriegsmäßig sein können, liefern den erfreulichen Beweis, daß die Leistungen der Truppen nicht abgenommen haben. Wenn der Verfasser das Heil in dem Training zu Gewaltmärschen sieht, so vergißt er, daß im Kriege etwa die Hälfte aller Leute Reservisten sind, denen dieser Training fehlt, die also voraussichtlich liegen bleiben würden, solange ihnen der Krieg noch keine Übung gegeben hat. Dann würde also auch das ganze kriegsstarke Exerzieren unnütz sein. Es berechtigt uns gar nichts zu der Annahme, der das Buch huldigt, daß in einem Zukunftskriege die Marschleistungen größer sein werden als früher. Gewalt-

märsche kamen früher vor und werden in Zukunft auch vorkommen, und wenn sie eintreten, wird uns nichts davor schützen, daß die Kräfte einer Anzahl von Leuten verfallen. Das ist schon im Manöver so. Im großen und ganzen ist eben die Marschleistung durch die physische Kraft des Menschen eingeschränkt, und die ist seit 1870 nicht gesteigert worden.

Nun wird weiter behauptet, auch die eigentliche technische Ausbildung des Soldaten (Punkt 2) entspreche nicht den Anforderungen des Krieges. Auch diese Klage ist nicht neu. Im Gegenteil, es ist schon oft fast mit denselben Worten gesagt worden, es werde in der Armee zu viel Parademarsch geübt. Nicht nur der Parademarsch selbst wird dabei gemeint, sondern überhaupt das straffe formale Exerzieren, das man auch mit dem Worte „Drill“ bezeichnet. Es ist nun eine Tatsache, die gar nicht bestritten werden kann, daß der Umfang dieses formalen Exerzierens in den letzten Jahren bedeutend zugunsten der Ausbildung im Schützendienste und Schießen abgenommen hat. Bis zum Jahre 1888 galt noch dasselbe Exerzierreglement wie 1870. In dem Reglement von 1888 sind die Exerzierformen ganz bedeutend eingeschränkt worden. Die ganze schwierige Exerzierschule des Bataillons fiel bis auf einige ganz einfache Formen weg, und diese sind im vorigen Jahre noch einfacher geworden. Dafür wurde die gefechtsmäßige Ausbildung nach neuen Grundsätzen geregelt. Daß die Erfahrungen, die im Burenkriege gemacht worden sind, auch bei uns für die Ausbildung verwertet worden sind, ist ebenfalls jedem bekannt, der unsere Truppenübungen in den letzten Jahren verfolgt oder auch nur die Zeitungen mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Die Grundsätze, die wir in unserer Gefechtsausbildung befolgen, sind richtig; das geht aus den Erfolgen der Japaner hervor. Denn diese haben selbst zugegeben, daß sie sich unsere Ausbildung angeeignet hätten, und haben mehreren hohen deutschen Offizieren ihren besondern Dank offiziell durch Ordensverleihungen abgestattet. Der Krieg in Ostasien hat trotzdem eine Menge von neuen Erfahrungen gebracht, und das ist natürlich und wird trotz der sorgfältigsten Friedensausbildung in jedem zukünftigen Kriege wieder geschehen. Die Wirklichkeit des Kampfes weicht eben von der noch so kriegsmäßig angelegten Übung so himmelweit ab, daß auch die beste Truppe im Anfang eines Krieges noch hinzulernt. Unsere Armee ist 1870 vorzüglich ausgebildet in den Krieg gegangen, trotzdem hat erst die Wirklichkeit gelehrt, daß Angriffe wie der der Garde auf St. Privat am 18. August anders ausgeführt werden mußten. Da die Armee gut ausgebildet war, ist es ihr ohne Schwierigkeit gelungen, sich in die Verhältnisse zu finden. Nicht anders ist es den Japanern gegangen, und nicht anders wird es uns gehn. Aber weil der ostasiatische Krieg mancherlei neues gezeigt hat, brauchen wir keineswegs zu befürchten, unser Heer sei nicht kriegsbereit. Daß diesem Neuen bei uns die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird, geht schon daraus hervor, daß gerade jetzt in Berlin eine Kommission bei der Arbeit ist, unser Exerzierreglement umzugestalten. Vielleicht werden hierbei die Anforderungen, die jetzt an das formale Exerzieren gestellt werden, noch etwas vermindert. Einzelnes könnte noch ganz gut wegfallen. Daß aber der Parademarsch und der „Drill“ ganz wegfallen, ist ausgeschlossen und auch nicht im mindesten wünschenswert.

Das, was der Soldat in technischer Hinsicht zu lernen hat, ist im Grunde genommen sehr einfach und kann ihm in kurzer Zeit beigebracht werden. Wenn der Rekrut Ende Januar in die Kompagnie eingestellt wird, ist seine Einzelausbildung fertig, exerziert er dann einige Wochen in der Kompagnie, sodasß sich diese fest und sicher in der Hand ihres Führers bewegt, dann ist die Ausbildung des Mannes im großen und ganzen fertig, denn die Schießausbildung wird neben der Exerzierausbildung ununterbrochen fortgesetzt. Wird also zu dieser Zeit mobil gemacht, so kann ohne jedes Bedenken der Rekrut in der Kriegskompagnie verwandt werden. Die weitere Dienstperiode dient dazu, bei dem Manne das bisher Gelernte zu befestigen und zu erweitern, im übrigen aber bringen das Bataillonsexerzieren und die spätern Übungen in größern Verbänden dem Manne kaum etwas wirklich neues — ich spreche hier nur von rein technischen Dingen. Schon das Bataillonsexerzieren hat wesentlich den Zweck, das Einverständnis zwischen dem Bataillonskommandeur und seinen Kompagniechefs und auch den Zugführern zu üben. Für den Mann ist es ziemlich dasselbe, ob der Schützenzug, worin er steht, im Kompagnie- oder im Bataillonverband übt. Nur die Ausbildung im Schießen verteilt sich auf das ganze Jahr, aber auch bei dieser lernt der einzelne Mann hauptsächlich bei der Einzelausbildung auf dem Schießstand und bei den vorbereitenden Übungen zum Gefechtschießen. Die größern Gefechtschießübungen sind gewiß auch für jeden einzelnen Mann lehrreich, ihre eigentliche Bedeutung liegt aber darin, daß sie den Führern Gelegenheit geben, sich in der Leitung des Abteilungsfeuers zu üben.

Wenn nun auch ein Rekrut nach vier- bis sechsmonatiger Dienstzeit technisch im allgemeinen fertig ausgebildet ist, so ist er doch noch weit davon entfernt, ein Soldat zu sein, er ist eben ein ausexerzierter Rekrut, der wohl ohne Bedenken ins Feld mitgenommen werden kann, weil er in den festen Rahmen einer Kompagnie von gut ausgebildeten Offizieren, Unteroffizieren und ältern gebienten Soldaten hineinkommt, der aber selbst noch einer sorgfamen Erziehung bedarf, wenn er sich als Soldat fühlen und die Fähigkeiten erwerben soll, die vorher in dem dritten Punkt zusammengefaßt worden sind. Dazu ist vor allem Zeit nötig und die sorgfame eingehende Einwirkung des Offiziers auf den Mann, die in der preußischen Armee seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht immer ganz besonders gepflegt worden ist. Als Erziehungsmittel hat sich dabei der preußische Drill, d. h. das Fordern äußerster körperlicher Straffheit und eines maschinenmäßigen Gehorsams vorzüglich bewährt. Beim Exerzieren der geschlossenen Kompagnie kommt die Befehlsgewalt des Vorgesetzten zum unmittelbarsten Ausdruck, der für die Erziehung so nötige Zwang, alle Kräfte willenlos herzugeben, wird hier am sichersten ausgeübt, weil sich ihm niemand entziehen kann, ohne sofort bemerkt und zur Verantwortung gezogen zu werden. Mit Recht schließt man aus der Straffheit der äußern Exerzierdisziplin wesentlich auf die Disziplin eines Truppenteils überhaupt. Solange es kein besseres Mittel gibt, Soldaten zu erziehen, so lange wird die deutsche Armee mit allem Rechte an der bewährten Strammheit festhalten, um so mehr als die Dienstzeit von zwei Jahren an sich schon nicht

mehr eine so intensive Einwirkung des Erziehers auf den Mann erlaubt als früher die dreijährige Dienstzeit. Der Einwand, man marschiere nicht mehr in geschlossenen Bataillonen auf den Feind los, darum solle man Parademarsch und alles, was dazu gehört, doch lieber unterlassen, zeugt von derselben Logik, die sagt, unsre Söhne brauchen nicht mehr Lateinisch und Griechisch zu lernen, weil von den Völkern, mit denen wir Handelsgeschäfte machen, keins diese Sprachen spricht.

Nun sagt unser Buch nur, es werde bei uns „zuviel“ Parademarsch geübt. Was heißt denn „zuviel“? Das ist doch eine kühne Behauptung von einem Manne, der keine eigne Sachkenntnis hat.

Felddienst und Gefechtsübungen werden bei uns in allen Jahreszeiten so reichlich vorgenommen, daß der Mann während seiner ganzen Dienstzeit in ununterbrochener Übung dessen bleibt, was er für den Krieg braucht. Sollten die Erfahrungen des japanischen Krieges zeigen, daß die Nacht und der Spaten eine größere Bedeutung haben, als wir seither glaubten, so wird der Verfasser zu seiner Freude sehen, daß sich in kurzer Zeit unsre Armee diese Erfahrungen zunutze machen wird, aber mit Ruhe und Sachlichkeit, ebenso wie Maschinengewehre und Radfahrer. Wollte man sich aber mit dem Furor, den der Verfasser vorschlägt, auf Nachtmärsche und alles mögliche andre stürzen, um die Armee „fortwährend in kriegerischem Atem“ zu erhalten, so würde die Folge bald Atemlosigkeit sein, Stumpfheit und Nervosität statt der gehofften Frische und Dienstfreudigkeit. Lange anstrengende Märsche, namentlich Nachts, und große Übungen haben für den Mann in der Truppe leicht etwas abstumpfendes. Je größer die Verbände sind, um so leichter treten diese Wirkungen ein. Was bringt eine solche Übung dem Manne: er marschiert stundenlang auf der Landstraße dahin, um vielleicht einmal in einer Schützenlinie ein paar Sprünge zu machen und seine zehn Platzpatronen zu verschießen. Dann marschiert er zur Garnison zurück. Der Zusammenhang der Übung wird ihm schwerlich klar — auch wenn er darüber belehrt wird —, er wird es in größeren Verbänden kaum seinen Offizieren. Im Manöver sorgt der Quartierwechsel, das Wivakleben und die relative Freiheit für Abwechslung und Interesse. Darum wird das Manöver überall mit Freuden begrüßt, große Garnisonübungen aber sind keineswegs so beliebt, wie der Verfasser meint. Natürlich sind sie nötig, aber es liegt keine Veranlassung vor, sie zu übertreiben. Das Interesse für den Dienst wird durch Abwechslung wach gehalten. Das Exerzieren und der Parademarsch haben nicht im mindesten etwas abstumpfendes, wenn sie frisch und energisch betrieben werden und den Mann zu angespannter Aufmerksamkeit nötigen und — selbstverständlich nicht übertrieben werden! Wo hier die Grenze liegt, das läßt sich aber durch kein Schema feststellen. Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, alle Vorschläge und Erörterungen des Buches einzeln zu beurteilen. Es mag Regimente geben, in denen das Parademäßige zu sehr betont wird, sicher gibt es auch bei uns Übelstände, die zu beseitigen wären, aber alles in allem genommen: unser Heer ist trotzdem kriegsbereit!

Es wird viel gesprochen von der zunehmenden Nervosität im Heere. Es ist sicher, daß der Offizier und der Unteroffizier kaum zur Ruhe kommen. Die

Anforderungen des Dienstes nehmen ihre ganze Zeit in Anspruch, und zwar sind das Schlimmste die Kleinigkeiten und die Nebendinge, die neben dem eigentlichen Dienste hergehen, die Bekleidungsirtschaft, alle die kleinen Nebendienstzweige, wie Ausbildung von Radfahrern, Entfernungsmessern und Signalmannschaften, theoretischer Unterricht an Einjährigfreiwillige und Unteroffiziere und tausenderlei andre Dinge. Alles das läßt sich aber leisten, und es wird auch geleistet. Das Gefährliche aber ist, daß sich eine öffentliche Meinung und öffentliche Kritik breit macht, die dem Offizier die Lösung seiner Arbeit ungemein erschwert. Unser Buch ist keineswegs einer von den vielen niedrigen und gemeinen Angriffen, die leider im deutschen Volke immer gläubige Hörer finden, es ist im Gegenteil mit einem aner kennenswerten Streben nach sachlicher Ruhe geschrieben, und trotzdem schleudert es den schwersten Vorwurf gegen das Heer, der überhaupt denkbar ist, indem es behauptet, das Heer sei nicht kriegsbereit, erfülle also die Aufgabe nicht, derentwegen das Heer einzig und allein gehalten wird.

Diese höchste und letzte Aufgabe kann das Heer nur dann lösen, wenn es von dem Vertrauen des ganzen Volkes getragen wird. Im Kriege entscheiden nicht nur Gewehr- und Geschützkonstruktionen und auch nicht die Zahl, sondern hauptsächlich sittliche Kräfte, der Glaube an die gute eigne Sache, der Wille zu siegen und das feste unerschütterliche Vertrauen des Soldaten, d. h. bei dem Volk in Waffen jedes deutschen Mannes, zu seinen Führern.

Leider sind bei uns sehr viele Kräfte an der Arbeit, die dem deutschen Volke dieses Vertrauen nehmen, und die Heer und Volk, zwei Begriffe, die bei uns identisch sein sollten, voneinander trennen wollen. So ist das Heer, d. h. seine Vertreter in Friedenszeiten, der Offizier- und der Unteroffizierstand, das Ziel aller möglichen Angriffe und Verdächtigungen. Der Deutsche ist nun einmal so angelegt, daß sich bei ihm jeder Ärger sogleich in der intensivsten Form äußert. Wer sich einmal über seinen Hauptmann geärgert hat, fühlt den Bosa in seiner Brust und schreibt Zeitungsartikel und Bücher, wenn er nicht gar bei der Dreimillionenpartei einen Stimmzettel abgibt. Die fortwährende Hezarbeit erzeugt eine wenig frohe Stimmung im Offizierkorps; sie kann schließlich auch im Volke nicht ohne Wirkung bleiben.



## Zwei neue Romane



wei neue Romane haben auf meinem Weihnachtstisch gelegen, und ich möchte sie nun gern weiter empfehlen. Der eine ist das Werk eines jungen, sich kräftig entfaltenden Talents, das andre Buch hat ein alter Freund geschrieben, den ich seit meiner Jugend verehere und liebe, Paul Heyse. Seine Romane sind mir zuletzt bekannt geworden, an den Novellen erfreue ich mich seit vielen Jahren, und wenn ich diese wundervollen, feingegliederten und in die edelste Form ge-